

**NICOLAI HARTMANN**  
**ZUR GRUNDLEGUNG DER ONTOLOGIE**



**ZUR GRUNDLEGUNG  
DER  
ONTOLOGIE**

VON

**NICOLAI HARTMANN**

VIERTE AUFLAGE



**WALTER DE GRUYTER & CO.**

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG · J. CUTTENTAG  
VERLAGSBUCHHANDLUNG · GEORG REIMER · KARL J. TRÜBNER  
VEIT & COMP.

**BERLIN 1965**

©

Archiv-Nr. 42 55 65/1

Copyright 1965 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Gutentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp. — Printed in Germany. — Alle Rechte des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe, der Übersetzung, der Herstellung von Photokopien und Mikrofilmen, auch auszugsweise vorbehalten.

Druck: Buchdruckerei Richard Hahn (H. Otto), Leipzig O 5, Oststr. 24/26

## Vorwort

Die vier Untersuchungen, die ich in diesem Buche zusammengefaßt vorlege, — über das Seiende als Seiendes, Dasein und Sosein, die Realitätsgegebenheit und das ideale Sein — bilden den Auftakt zu einer Ontologie, die ich seit zwei Jahrzehnten in Arbeit habe, deren nächstfolgende Teile im Entwurf bereitliegen und in absehbarer Zeit folgen sollen.

Das geplante Ganze bildet den fundamentalphilosophischen Hintergrund meiner seither erschienenen systematischen Arbeiten — der „Metaphysik der Erkenntnis“, der „Ethik“ und des „Problems des geistigen Seins“ —, hat sich wohl auch in deren Aufbau wiederholt angekündigt. Es fertigzustellen war eine Aufgabe, die erst langsam der Verwirklichung entgegenreifen konnte. Es liegt im Wesen eines Hauptwerkes, daß es einem anderen Entwicklungsgesetz unterliegt als die Behandlung peripherer Teilgebiete; es erlangt seine Spruchreife später, weil das Feld des Gegebenen, auf dem seine Ausgänge liegen, sich über die Teilgebiete hin erstreckt, und alle philosophische Erfahrung erst auf diesen gesammelt wird. Es bestätigt sich darin das Gesetz des Aristoteles, daß der Weg alles Erkennens vom für uns Früheren zum an sich Früheren und Fundamentaleren fortschreitet. Die Richtung des Weges läßt sich, wenn Philosophie nicht in Spekulation ausarten soll, nicht umkehren. Es ist die Ungeduld des spekulativen Bedürfnisses, die es anders will. Sie ist jederzeit bereit, das Ganze vorwegzunehmen, aus ihm Folgerungen abzuleiten und für Einsichten auszugeben. Aber sie hat eben zu schweigen, wo es gilt, wirkliche Einsicht zu gewinnen.

Die Zeiten der alten, aprioristisch-deuktiven Ontologie wieder heraufzuführen, kann das Anliegen heutiger Bemühung nicht sein. Wohl müssen manche der alten Themen in neuem Gewande wiederkehren; Probleme stehen und fallen ja nicht mit den Methoden, die sich an ihnen versuchen. Aber die Behandlungsweise ist eine andere geworden. Die philosophische Errungenschaft der neuzeitlichen Jahrhunderte, die Schule des kritischen Denkens, ist an ihr nicht spurlos vorübergegangen. Eine neue, kritische Ontologie ist möglich geworden. Sie zu verwirklichen ist die Aufgabe. Ihr Verfahren läßt sich nicht zum voraus darlegen, es entspricht keinem der hergebrachten einfachen Methodenschemata. Es wird sich erst im Fortschreiten an seinem Gegenstande ausweisen und rechtfertigen können. Für eine Übersicht, von der aus es sich abschließend beurteilen ließe, reichen auch die vier Untersuchungen dieses Bandes noch keineswegs aus.

Diese Untersuchungen machen den Anspruch nicht, ein geschlossenes Ganzes zu bilden; sie sind nur das erste Glied einer natürlichen Problemfolge, aus deren Fortgang sie ihr Gewicht erst erhalten. Es wäre vielleicht gewagt, sie gesondert vorzulegen, wenn nicht die breite Masse des ganzen Problemzusammenhanges gebieterisch eine vorläufige Grenzsetzung vorschriebe. Praktisch ist es nicht möglich, eine so gewaltige Reihe von Untersuchungen, wie das Gesamthema der Ontologie sie erfordert, in einem Buche zusammenzufassen. —

Zugleich mache ich hiermit den Anfang, eine alte Schuld einzulösen. Es hat in meinen früheren Arbeiten nicht an ontologischen Voraussetzungen gefehlt, die ich machen mußte, ohne sie zureichend begründen zu können. Durch eine Reihe kleinerer Abhandlungen („Wie ist kritische Ontologie möglich“, „Kategoriale Gesetze“ u. a.) habe ich diesem Mangel zu begegnen gesucht. Das konnte auf die Dauer nicht genügen, da es sich ja nicht um Klärung von Randfragen, sondern um die Grundlegung eines Ganzen handelte. Das Fragmentarische solcher Behandlung mußte selbst wiederum Mißverständnisse heraufbeschwören. In der Beurteilung der Fachgenossen sind die Mißverständnisse denn auch nicht ausgeblieben. Ihnen im einzelnen entgegenzutreten, ohne selbst etwas Geschlossenes vorzulegen, schien mir aussichtslos. Das geschlossene Ganze aber ließ sich nicht gewaltsam vortreiben.

Noch mehr glaube ich denen eine Art Rechenschaft schuldig zu sein, die aus meinen Arbeiten auf eigene Faust Folgerungen von allgemein systematischer Art gezogen haben. Was es damit auf sich hat, dafür möchte ich als Beispiel nur die Tatsache anführen, daß vor einigen Jahren eine Dissertation über meine „Ontologie“ erschienen ist, aus der ich zu meiner Verwunderung erfuhr, daß das noch ungeschriebene und selbst in meinem Kopf noch nicht ausgereifte Werk schon längst im Kopfe eines geschwinderen Zeitgenossen abgeschlossen, mit einem Ismus abgestempelt und aufs sauberste Punkt für Punkt widerlegt sei.

Man halte das nicht für einen schlechten Witz. Die kleine Arbeit war so übel nicht; was sie widerlegte, ist zu Recht widerlegt. Sie widerlegte nur eine andere Ontologie, nicht die meinige. Der Fall steht auch nicht ganz vereinzelt da. Willkürlichen Ergänzungen bin ich bei den meisten meiner Beurteiler begegnet. Und stets bewegen sich die Ergänzungen in dem eingefahrenen Geleise irgend eines der traditionellen Systemtypen. Sie beruhen nicht nur auf freier Erfindung, sie arbeiten vielmehr auch mit blind übernommenen Begriffen und Denkgewohnheiten, und zwar in der Regel mit eben denjenigen, die ich als fehlerhaft verworfen hatte.

Die Erfinderischen zu warnen fruchtet wenig. Es war auch kein genügendes Bollwerk gegen Verunstaltungen, daß ich selbst die weltanschaulichen Folgerungen in aller Ausdrücklichkeit ablehnte. Bloße Abwehr überzeugt nicht; man mag sich verwahren, wie man will, es glaubt es einem keiner. Ein jeder wittert Unausgesprochenes und meint ein Recht zu haben, es seinerseits aus besserem Wissen heraus auch ohne jede wei-

tere Untersuchung auszusprechen. Die Erfahrung der Wissenschaft lehrt etwas ganz anderes: vor jedes Begreifen und jede Errungenschaft haben die Götter den Schweiß der Arbeit gesetzt. Und die Arbeit ist es, was erst geleistet werden muß, hier wie überall, im Lesen wie im selbständigen Denken. Ohne sie wird alle Philosophie zur Spekulation. —

Was ich nun meinerseits hier vorlege, ist immerhin ein Stück Arbeit, das sich nicht mit Bruchstücken begnügt, sondern von unten auf beginnt, wenn es die Abrundung nach oben auch nicht gleich mitbringt. Es ist der grundlegende Teil der Ontologie und umfaßt die unerläßlichen Vorfragen alles weiteren Forschens nach dem Aufbau der seienden Welt. Es gehört insofern mit größerem Recht als alles Speziellere unter den umfassenden Titel „Ontologie“, als er allein vom Sein im allgemeinen handelt und das entsprechende Thema der alten Seinslehre „de ente et essentia“ der Sache nach aufgreift. Am Titel freilich liegt nicht allzuviel, die Sache muß ihn ohnehin erst mit neuem Inhalt erfüllen. Ich hätte den von Aristoteles geprägten Namen „philosophia prima“ vorgezogen, wenn die Aussicht bestünde, ihn wieder einzubürgern. Die Aussicht schien mir nicht zu bestehen.

Von „Ontologie“ haben wir in den letzten Jahrzehnten mancherlei gehört. Nicht nur was den Titel führt, wie die Werke von H. Conrad-Martius und Günther Jacoby, gehört hierher. Auch Meinonas Gegenstandstheorie, Schellers metaphysische Ansätze, Heideggers „Sein und Zeit“ sind hier zu nennen, desgleichen manche weniger beachtete Versuche. Das Aufkommen dieser Tendenz hängt aufs engste mit dem Wiedererwachen der Metaphysik zusammen, das seinerseits als Reaktion gegen die inhaltliche Leere des niedergehenden Neukantianismus, Positivismus und Psychologismus im Beginn unseres Jahrhunderts einsetzte. Es kündete sich darin offensichtlich eine Bewegung allgemeinen Auflebens des philosophischen Geistes an, und sie wäre wohl in größerem Maßstabe durchgedrungen, wenn nicht in eben diese Zeit die Höhe des Historismus gefallen wäre, der durch seine Relativierung des Wahrheitsbegriffs ein skeptisch hemmendes und auflösendes Gegengewicht zur Seinsproblematik bildete.

Wohin ich blicke in diesen Ansätzen, ich finde überall nur die Ankündigung der kommenden Ontologie, nirgends einen Versuch, sie selbst wirklich durchzuführen. Teils bleiben sie in der Voruntersuchung hängen, die das Verhältnis von Erkenntnis und Sein betrifft — wobei dann der ontologisch ungeklärte Erkenntnisbegriff alles weitere a limine illusorisch macht; teils verwechseln sie die Seinsfrage mit der Gegebenheitsfrage, oder gar das Seiende selbst mit dem subjektbezogenen „Gegenstande“: teils suchen sie nach Cartesischer Art den Ansatzpunkt überhaupt im Subjekt — einerlei ob dieses nun als der Mensch, die Person oder das „Dasein“ ausgelegt wird —, wobei von vornherein die Indifferenz des Seienden gegen jede Art von Erkennen und Verhalten des Subjekts verfehlt wird.

Man muß es aussprechen: es ist im Ganzen bei der Ankündigung geblieben, die Ontologie selbst ist nicht gefolgt. Ihr Thema wurde gar nicht eigentlich gestellt, geschweige denn in Angriff genommen — nicht weil man es nicht im Ernst gewollt hätte, sondern weil man es nicht zu fassen wußte. Es zu fassen ist auch weder im Geleise der hergebrachten Theorien, noch mit deren bloßer Destruktion möglich; das erstere beweist plastisch der Versuch Jacobys, das letztere der Heideggers.

Eine besondere Stellung dagegen nimmt Hans Pichler ein. Er ging als einer der ersten voran mit seinem kleinen, aber gewichtigen Buch „Über die Erkennbarkeit der Gegenstände“ (1909), einer Schrift, die ihrem Titel zum Trotz weit mehr ontologisch als erkenntnistheoretisch angelegt ist und wohl eben deswegen zu wenig gewürdigt worden ist. Auch Pichler freilich ist weit entfernt, eine Durchführung zu geben. Doch hat er das hohe Verdienst, als Einziger das Seinsproblem wirklich getroffen zu haben; wie denn seine ausdrückliche Bezugnahme auf Wolfs Lehre von der *ratio sufficiens*, sowie seine spätere Schrift über „Christian Wolfs Ontologie“ (1910), seine Orientierung an der maßgebenden geschichtlichen Quelle bekundet.

Pichlers Vorgang war es, der mich seinerzeit in der Überzeugung, den rechten Weg eingeschlagen zu haben, bestärkte. Er gab mir gleichzeitig in meiner Einschätzung Wolfs recht, mit der ich mich damals wie heute so gut wie allein sah. Diese Einschätzung macht aus Wolf keineswegs einen bahnbrechenden Philosophen. Kein Zweifel, Wolf hat nur zusammengestellt, was wirklich führende Köpfe erarbeitet, und dabei gewiß auch manches verwässert. Aber eben die Zusammenstellung ist bei der weitverzweigten Problematik des Seins, ihrer langen Vorgeschichte und ihrer unübersichtlichen Zersprengtheit in die Kleinarbeit scholastischer Streitfragen eine Leistung von hohem Wert. Und dieser Wert steigt noch bedeutend, wenn man erwägt, daß Wolfs „*Philosophia prima sive ontologia*“ (1730) die einzige kompendiarische Darstellung der ganzen Seinsproblematik geblieben ist. Weder Johannes Clauberg vor ihm noch Hegel nach ihm reicht daran heran. Jener erreichte weder die Tiefe noch die Ganzheit der einschlägigen Fragen; dieser stellte — bei ungleich höherem Niveau des Denkens — alles in den Dienst seines dialektischen Vernunftidealismus und brach damit allem Forschen nach der eigentlichen Seinsweise die Spitze ab.

Das Verdienst der Hegelschen Logik, die in ihren ersten beiden Teilen allerdings eine Ontologie ist und von Hegel selbst als eine solche bezeichnet ist, sehe ich in ganz anderer Richtung. Sie schlug den Weg in die Besonderung des Seienden ein und hat damit Bahn gebrochen für das Verständnis der kategorialen Mannigfaltigkeit, ja für die innere Einheit von Ontologie und Kategorienlehre überhaupt. Sie ist die größte durchgeführte Kategorialanalyse, die wir besitzen, und ist sie die einzige geblieben, die in diesem Felde etwas Durchschlagendes geleistet hat. Sie philosophisch auszuschöpfen ist bis auf den heutigen Tag noch keineswegs



gelungen. Als Ontologie verstanden aber blieb sie in derselben Halbheit stecken, die allen spekulativen Systemen eigen ist, sofern es ihnen letzten Endes um die Rechtfertigung metaphysischer Thesen zu tun ist. Die Auswertung der Hegelschen Logik ist eine Aufgabe der speziellen Kategorienlehre, nicht die einer Ontologie der ersten Grundlagen. —

Andererseits führt von Wolf aus die Perspektive auch rückwärts. Sieht man in seiner Ontologie von der Zentralstellung des Leibnizischen principium rationis sufficientis ab, so ist die Reihe seiner Themen durchweg der mittelalterlichen Metaphysik entnommen. Wie er selbst aus Suarez schöpfte, so dieser aus Thomas, Duns Scotus, Occam, ja aus Anselmus und Abälard. Man wird hiermit direkt in die Jahrhunderte des großen Universalienstreites hineinversetzt. Dieser Streit war von Anbeginn eine ontologische Angelegenheit. Es ging in ihm um die Stellung der Wesenheiten (essentiae), an diesen aber hing die Seinsweise von Ding, Welt, Mensch, Geist, der niederen also nicht weniger als der höchsten Seinstufen.

Es macht das innere Gewicht des Universalienstreites aus, daß er im Antagonismus der mittelalterlichen Schulen nicht entfernt aufgeht. Er stammt aus der klassischen Philosophie der Griechen und hat bereits in Platon und Aristoteles seinen ersten Höhepunkt. In der Scholastik gerade ist sein Sinn durch eine Reihe unerfreulicher Scheinprobleme verdunkelt worden, die ihn unausgesetzt begleiten und mit der Zeit immer mehr beherrschen. Man denke an die Spitzfindigkeiten, wie sie z. B. die Besorgnis um das Sein der „Engel“ in das von Hause aus durchaus ernsthafte und an wirklichen Phänomenen orientierte Problem der Individuation hineingetragen hat.

Eine strenge problemgeschichtliche Würdigung der ontologischen Errungenschaften, die wir den Meistern des Begriffsrealismus und ihren Gegnern verdanken, gibt es meines Wissens noch nicht. Sie ist auch nicht zu erwarten von einem Geschlecht, das den ursprünglichen Sinn des Seinsproblems verloren hat und eine Ontologie als philosophische Disziplin gar nicht kennt. Ich kann im Rahmen meiner Aufgabe die Geschichte des Universalienstreites nicht ableuchten. Das ist Sache des Historikers. Ich kann dem Historiker nur die systematische Basis schaffen, von der aus das Problem dieses gewaltigen Ringens ihm wieder lebendig und gegenwärtig werden könnte.

Der Universalienstreit ist nicht abgetan, nicht eine Sache ferner Vergangenheit, über die wir glücklich hinausgewachsen wären. Er ist, so möchte ich behaupten, noch eine heutige Angelegenheit. Was uns an ihm fast absichtlich vorbeisehen läßt, als wäre er ein Atavismus, den man belächeln dürfte, das ist die eigene ontologische Problemlosigkeit unserer Zeit. Man sollte nicht vergessen: er ist die Form, in der von Aristoteles bis auf Leibniz die führenden Denker nach dem Prinzipiellen und Bleibenden in der Welt gesucht haben. Und er ist unendlich lehrreich für uns Heutige, weil sich auf seinem Boden das Problem der allgemeinsten Seins-

kategorien — das Grundproblem also der *philosophia prima* — bis zu einer gewissen Spruchreife herausgebildet hat.

Oder ist es etwa nicht wahr, daß dem Kategorienbegriff heute noch dieselbe Zweideutigkeit anhaftet, die damals die Streiffrage der Universalien hervorrief? Ob Kategorien Auffassungsweisen des Menschen oder unabhängig von aller Auffassung bestehende Grundzüge der Gegenstände sind, ist heute noch die ontologische Grundfrage der Kategorienlehre. Was aber war es, worum zwischen Roscellin und Anselmus, Thomisten und Occamisten die Kontroverse ging? Es ist, bezogen auf die fundamentalsten Wesensstücke alles Prädizierbaren, eben diese Frage, ob sie bloß in mente oder auch in rebus (resp. *gar ante res*) bestünden. Sieht man hier von den extremsten Zuspitzungen ab, so zeigt sich, daß die Grundfrage immer noch dieselbe ist, und daß der alte Gegensatz von Nominalismus und Realismus ein immer noch fortbestehendes Kardinalproblem ausmacht.

Die scholastischen Theorien haben das Problem nur weit allgemeiner gefaßt und eine größere Mannigfaltigkeit der Auffassungen hervorgebracht, als dem heutigen Denken geboten scheinen würde. Doch dürfte gerade das heutige Denken hier einer Selbsttäuschung unterliegen. Denn fast in gleicher Ausdehnung findet sich auf seinen eigenen Spezialgebieten das Problem wieder. Es fehlt nur das Wiedererkennen des Alten im neuen Gewande. Was heißt es denn, wenn heute die exakte Wissenschaft von Naturgesetzen redet, an denen es in ihrer eigenen Auffassung höchst fraglich bleibt, inwieweit sie wirklich Gesetze bestehender Naturzusammenhänge, inwieweit bloße Gesetze wissenschaftlichen Denkens sind? Daß der heutige Positivismus von dieser Zweideutigkeit bis in die Wurzeln zersetzt ist, daß es unter seinen Vertretern Köpfe gibt, die ohne es zu ahnen, bei ausgesprochen nominalistischen Folgerungen angelangt sind, ist kein Geheimnis. Die Konsequenz aber finde ich nirgends gezogen. Hier geht es zwar nicht um die ontisch fundamentalen Wesenheiten, sondern um weit speziellere. Aber eben das ist lehrreich. Das Problem ist nur dem besonderen Inhalt nach verschoben; im Prinzip ist es das alte: ob das, was man als Wesensstücke des Erkannten heraushebt und in Urteilen ausspricht, ein Sein in rebus hat, oder bloß *post rem*, d. h. in der Abstraktion, besteht. —

Die große geschichtliche Linie des Seinsproblems stellt sich, wiewohl vielfach unterbrochen, verdunkelt, überwuchert, doch als klar und eindeutig heraus. Weder skeptische noch kritische Philosophie hat sie ablenken können. Verfolgt man sie bis zu ihrem Quellpunkt zurück, so stößt man auf die Aristotelische „Metaphysik“. Der Titel dieses Werkes, im heutigen Sinne des Wortes verstanden, führt irre, stammt auch nicht von seinem Schöpfer. Es ist — mit Ausnahme vielleicht des 12. Buches — durchaus keine Metaphysik, sondern eine Seinstheorie. Aristoteles nannte sie „Erste Philosophie“ und definierte diese als „Wissenschaft vom Seienden als Seienden“. Die beiden grundlegenden Kategorienpaare, die das

Ganze beherrschen, — Form und Materie, Potenz und Aktus — lassen auch inhaltlich hierüber gar keinen Streit zu.

Diese „Metaphysik“ — selbst schon ein Spätprodukt des griechischen Geistes und in bewußter Auseinandersetzung mit Platon und den Altmeistern der Vorsokratik entstanden — ist für alle Zeiten das Grundwerk der Ontologie geblieben. Mit ihr vor allem muß auch heute noch jeder neue Versuch sich auseinandersetzen. Er muß es um so mehr, je mehr er von den hier eingeschlagenen Wegen abweicht, die zwei Jahrtausende überdauert haben. Die methodische Strenge der Aristotelischen Untersuchungsweise, sowie der Reichtum ihrer Aporien rechtfertigen das durchaus. Man braucht deswegen keineswegs zum Aristoteliker zu werden, genau so wenig, als man durch das Lernen an Christian Wolf zum Wolfianer zu werden braucht. Aristotelische Ontologie ist heute so wenig möglich wie Wolfische. Aber als Problemquelle und Gehalt ist die eine wie die andere nicht zu entbehren. Einmal aufgedeckte Probleme haben ihr Eigengesetz in der Geschichte. Solange sie nicht endgültig gelöst werden, verjähren sie nicht, wieweit auch der Brennpunkt jeweiliger Interessiertheit von ihnen abweichen mag. Von endgültiger Lösung aber ist die große Problemgruppe des „Seienden als Seienden“ heute wie ehemals weit entfernt.

So eben steht es im Seinsproblem, daß man sich seine Vorgänger in beträchtlicher geschichtlicher Ferne suchen muß. Das ist die Folge des fast zweihundertjährigen Schlafes, in dem die Ontologie gelegen hat. Sie zu erwecken erfordert ein weites Ausholen. Die oben genannten Versuche der jüngsten Vergangenheit haben ein solches nicht zuwege gebracht. Das ist der Grund, warum sie bis zu einem wirklich ontologischen Ansatz nicht gelangt sind.

Die Aufgabe also ist neben aller aufbauenden Arbeit eine doppelte: die alte Ontologie in ihrem Problembestande wiederzugewinnen und zugleich Distanz gegen sie zu gewinnen. Das letztere ist durch die Tatsache geboten, daß sie von Anbeginn mit spekulativ-metaphysischen Problemen belastet war, die den Bestand der reinen Seinsfrage verunklärten haben. Was uns für alle Zeiten von ihr trennt, ist die Kantische Neugestaltung der Erkenntnistheorie. Die Kritik der reinen Vernunft wandte sich zwar, soweit sie überhaupt die Ontologie betraf, nur gegen deren deduktiv-apriorischen Charakter; aber eben damit traf sie doch manche der ersten Voraussetzungen, die man von jeher gemacht hatte. Darüber hinaus zeigte sie, daß es erkenntnistheoretische Bedingungen gibt, deren Klarstellung auch für das Seinsproblem unentbehrlich ist. Zu der Erkenntnis aber, daß sie ihrerseits auch ontologische Voraussetzungen machte — zwar notwendige Voraussetzungen, aber keineswegs gesicherte und kritisch ausgewogene —, drang sie nicht durch. Wie denn Kant auch nicht in Rechnung zog, daß er selbst in weitem Maße mit den Kategorien der alten Ontologie arbeitete.

Was der Kritik fehlte, war gerade das Gerüst einer neuen, kritisch angelegten Ontologie. Alt- und Neukantianer haben den Mangel empfunden,

aber nicht erkannt. Sie suchten ihm durch Überspitzung des Idealismus zu begegnen, haben ihn damit aber nur vergrößert. Das Umgekehrte war erfordert. Das Erfordernis wuchs und trieb schließlich den Umschlag hervor, die Rückwendung zum Seinsproblem.

In dieser Rückwendung stehen wir heute. Sie ist es, aus der jene Ankündigung einer neuen Ontologie kam, die bislang unerfüllt geblieben ist. Es ist an der Zeit, endlich einen Vorstoß zu ihrer Erfüllung zu machen.

Berlin, September 1934

### Vorwort zur dritten Auflage

Als ich diese „Grundlegung“ im Jahre 1941 in zweiter Auflage erscheinen ließ, lagen bereits die zwei folgenden Bände vor: „Möglichkeit und Wirklichkeit“ (1938) und „Der Aufbau der realen Welt“ (1940). Die Zusammengehörigkeit dieser Werke ergab sich mit solcher Selbstverständlichkeit, daß jedes vorgeschaltete Wort darüber unnötig schien. Heute, beim Erscheinen der dritten Auflage, ist es damit anders. Die drei ontologischen Werke haben das Schicksal mancher anderen Bücher in diesen Jahren geteilt, sie wurden in kürzester Zeit ausverkauft und konnten seither nicht neu aufgelegt werden; sie haben daher bis jetzt auf dem Büchermarkt gefehlt; sie fehlten natürlich auch im akademischen Studium, dem sie vor allem dienen sollen, ja sogar in den Bibliotheken der Fachgenossen, wie zahlreiche Anfragen der letzten Jahre beweisen. Diesem Zustande soll die Neuausgabe ein Ende machen.

Indessen hat die Arbeit an der Ontologie nicht stillgestanden. In den Jahren 1941—43 entstand der vierte Band, der von Anfang an mit geplant war und auf den die ersten drei an vielen Stellen voraus verweisen. Er enthält die „spezielle Kategorienlehre“, soweit sie die niederen Schichten der realen Welt, das Reich der Natur, betreffen. Auch dieses Werk liegt nun bereits seit fünf Jahren da und wartet auf seine Veröffentlichung. Es hatte aber keinen Sinn, es gesondert erscheinen zu lassen, solange die ersten drei Bände im Buchhandel fehlten. Ich habe es daher zurückgehalten, bis diese wieder erscheinen könnten.

Damit erweitert sich die Perspektive, welche die „Grundlegung“ eröffnet. Sie kündigt sich bei ihrem erneuten Erscheinen als Prolegomenon eines größeren Ganzen an, das zwar nicht abgeschlossen, in heutiger Problemlage wohl auch nicht abschließbar ist, aber doch um ein wesentliches Glied erweitert dasteht. Denn von Anbeginn — d. h. seit den ersten Entwürfen, die heute mehr als drei Jahrzehnte zurückliegen — ist sie mit auf die spezielle Kategorienlehre angelegt, und jeder der vier Bände wurde im Lauf der Zeit im Hinblick auf die enge Zusammengehörigkeit mit ihr entworfen. In einem solchen Zusammenhange versteht es sich von selbst, daß nicht in jedem Teile die ganze Fülle der Gesichtspunkte und

Argumente neu entfaltet werden kann, daß vielmehr stets die in einem Teil entwickelten mit für die anderen gelten.

Das ist bei der durchgehend festgehaltenen vorwiegend analytischen Art des Vorgehens ebenso rückwärts wie vorwärts zu verstehen: die eigentlichen Erkenntnisgründe des Vorhergehenden liegen oft genug ebenso sehr beim Nachfolgenden wie die des Nachfolgenden beim Vorhergehenden. Der Gang der Darstellung ist eben nicht identisch mit dem Aufbau der Sache. Und er kann es aus inneren Gründen nicht sein. Charakteristisch ist dafür unter anderem die Stellung, welche die Rechenschaft über das Verfahren im Themenkreise des Ganzen einnimmt. Das Schema das in den systematischen Hauptwerken des 19. Jahrhunderts üblich war, die methodologische Erörterung vorzuschicken, hat sich in der veränderten Problemsituation als undurchführbar erwiesen: Methode kann erst dort in sinnreicher Weise aufgewiesen werden, wo das Denken im Inhaltlich-Gegenständlichen seine Erfahrungen gemacht hat und heimisch geworden ist. Sonst bleibt alle Reflexion auf das Verfahren abstrakt. Ich habe deswegen die nötige Rechenschaft über die methodologischen Voraussetzungen an den Schluß des dritten Bandes („Der Aufbau der realen Welt“) verlegt und bin auch heute der Meinung, daß sie dort am ehesten ihren richtigen Platz hat. Ich nehme sie deswegen auch bei der Neuauflage nicht in die „Grundlegung“ hinein, wo man sie vielleicht erwartet, sondern lasse sie unverändert an ihrer Stelle stehen.

Dieses Beispiel zeigt am besten, in welcher Weise die vier Werke aufeinander angewiesen sind, zusammen ein Ganzes bilden und, voneinander losgerissen, in der Luft schweben. Indem ich ihre Serie nunmehr um einen Band erweitert vorlege, bin ich mir der hohen Anforderung wohl bewußt, die ich damit an den Leser stelle, sehe aber keine Möglichkeit, den Weg zu selbständiger Beurteilung und Auswertung für ihn zu verkürzen. Ich lasse es auf das Wagnis solcher Anforderung ankommen — in dem Vertrauen auf die hohe Empfangs- und Lernbereitschaft der heutigen philosophisch Interessierten, insonderheit der akademischen Jugend, deren echt philosophische, suchende Grundhaltung mir aus langjähriger Erfahrung wohlbekannt ist. Daß nicht so leicht jemand sich einfallen lassen wird, aus den einführenden Untersuchungen dieser „Grundlegung“ sich ein voreiliges Weltbild zurechtzuzimmern oder gar sie einer mitgebrachten Weltanschauung anzupassen, ist dabei die stillschweigende Voraussetzung, die ich dem Ernst und der Sachlichkeit heutiger deutscher Schicksalsgenossen schuldig zu sein glaube. Sie gilt allen denen, die es inmitten des Überangebots leichtfertiger Konstruktion und Gedanken-spielerei begriffen haben, daß Weltanschauung etwas ist, was man nicht in die philosophische Forschung hineinträgt, sondern erst aus ihr zu gewinnen hoffen kann.

Göttingen, im Oktober 1948

Nicolai Hartmann

## Inhalt

	Seite
Einleitung .....	1
1. Überkommene Denkform, Denkwang und Denkgewohnheit .....	1
2. Problemlosigkeit, Problemmüdigkeit, Relativismus .....	2
3. Das Seinsproblem in den idealistischen Systemen .....	3
4. Ontologischer Hintergrund des Relativismus .....	5
5. Metaphysischer Hintergrund der Naturwissenschaft .....	6
6. Die Metaphysik der organischen Lebens .....	7
7. Das Metaphysische im Seelenleben .....	9
8. Das Metaphysische im objektiven Geiste .....	10
9. Das Metaphysische in der logischen Sphäre .....	12
10. Der Verfall des Erkenntnisproblems .....	13
11. Phänomenologie und Metaphysik der Erkenntnis .....	15
12. Die Metaphysik des Ethos und der Freiheit .....	17
13. Metaphysik der Werte .....	19
14. Metaphysik der Kunst und des Schönen .....	22
15. Metaphysik der Geschichte .....	23
16. Der geschlossene Rahmen der metaphysischen Probleme .....	25
17. Das ontologische Element in den metaphysischen Problemen .....	27
18. Der Gedanke einer neuen philosophia prima .....	28
19. Philosophia prima und philosophia ultima .....	31
20. Darstellung, Einteilung und Begrenzung .....	33
21. Verhältnis der neuen zur alten Ontologie .....	35

### Erster Teil

#### Vom Seienden als Seienden überhaupt

##### I. Abschnitt. Der Begriff des Seienden und seine Aporie

1. Kapitel. Die ontologische Grundfrage .....	36
a) Ausgang diesseits von Idealismus und Realismus .....	36
b) Sein und Seiendes. Formaler Sinn der Grundfrage .....	37
c) Die Aristotelische Fassung der Frage .....	38
2. Kapitel. Ein heutiger Versuch. Fehler im Ansatz .....	40
a) Abwegigkeit der modifizierten Seinsfrage .....	40
b) Seinsfrage und Sinnfrage .....	41
3. Kapitel. Einstellung der ontologischen Erkenntnis .....	42
a) Ungreifbarkeit und undefinierbarkeit des Seins .....	42
b) Grundsätzliches zum weiteren Vorgehen .....	43
c) Natürliche und reflektierte Einstellung .....	44
d) Intentio recta und intentio obliqua .....	46



	Seite
<b>4. Kapitel. Stellung und Verwurzelung des Seinsproblems</b> .....	47
a) Natürliches, wissenschaftliches und ontologisches Verhältnis zur Welt	47
b) Gemeinsames Verhältnis zum Seienden. Der natürliche Realismus .....	48
c) Inhaltliche Unterschiede und Einheit des Gegenstandsfeldes .....	50
d) Der gegebene Aspekt des Seienden und seine Verfehlung .....	51
<b>II. Abschnitt. Traditionelle Fassungen des Seienden</b>	
<b>5. Kapitel. Naiver und substantieller Seinsbegriff</b> .....	52
a) Das Seiende als Ding, Gegebenes, Weltgrund .....	52
b) Die ontologischen Motive im antiken Substanzgedanken .....	54
c) Das Seiende als Substrat und als Bestimmtes (Materie und Form) .....	56
d) Die Gleichsetzung von ens und bonum .....	57
<b>6. Kapitel. Das Seiende als Universales und als Singuläres</b> .....	58
a) Das Seiende als Wesensheit (essentia) .....	58
b) Individualisierung des Eidos .....	59
c) Das Seiende als das Existierende .....	60
<b>7. Kapitel. Das Seiende als Aufbauelement und als Ganzes</b> .....	61
a) Individualität und Allgemeinheit, Individuum und Allheit .....	61
b) Das Seiende als Individuum, Element, Glied .....	62
c) Grenzen der atomistischen Seinsauffassung .....	63
d) Das Seiende als Allheit, Ganzheit, System .....	64
e) Der Fehler im Seinsgedanken der Ganzheit .....	65
<b>III. Abschnitt. Bestimmungen des Seienden aus der Seinsweise</b>	
<b>8. Kapitel. Wirklichkeit, Realität, Seinsgrade</b> .....	66
a) Das Seiende als actu ens .....	66
b) Das Seiende als Reales .....	67
c) Seinschichten, Seinsstufen und Seinsgrade .....	68
d) Zur Kritik der Seinsgrade .....	70
e) Die Seinseinheit der realen Welt .....	71
<b>9. Kapitel. Reflektierte Fassungen des Seienden</b> .....	71
a) Das Seiende als Gegenstand, Phänomen und Zuhandenes .....	71
b) Das Seiende als Transsubjektives und Irrationales .....	73
c) Die Subjekttheorien des Seienden .....	75
<b>10. Kapitel. Die Grenze der Diesseitsstellung</b> .....	77
a) Die Phänomenbasis der subjektivistischen Bestimmungen .....	77
b) Das korrelativistische Vorurteil .....	77
c) Sein des Phänomens und des Erkenntnisverhältnisses .....	79

## Zweiter Teil

### Das Verhältnis von Dasein und Sosein

#### I. Abschnitt. Die Aporetik von „Daß“ und „Was“

<b>11. Kapitel. Realität und Existenz</b> .....	81
a) Die Indifferenzen des Seienden .....	81
b) Unstimmigkeit der traditionellen Begriffe .....	82

	Seite
c) Essentia und ideales Sein .....	83
d) „Daß“ und „Was“ des Seienden. Die quidditas .....	85
<b>12. Kapitel. Die Trennung von Dasein und Sosein .....</b>	<b>86</b>
a) Ontologische Zuspitzung des Gegensatzes .....	86
b) Logische und gnoseologische Argumente .....	87
c) Metaphysische Zuspitzungen .....	88
d) Fehlerhafte Fassung der Begriffe „in mente“ und „extra mentem“ ...	89
e) Falsche Anwendung der Kantischen Begriffe .....	91
<b>13. Kapitel. Aufhebung der Trennung .....</b>	<b>93</b>
a) Gesetzeserkenntnis und Existenz der Fälle .....	93
b) Das gnoseologisch Irritierende in der Erkenntnis a priori .....	94
c) Der schiefe Maßstab der Definierbarkeit .....	96
<b>14. Kapitel. Die Urteilstypen und ihre Überführbarkeit .....</b>	<b>97</b>
a) Sonderstellung des Existenzurteils und das esse praedicativum ...	97
b) Überführung der Daseinsurteile in Soseinsurteile .....	98
c) Nackte und bezogene Daseinsaussage .....	99
d) Überführung der Soseinsurteile in Daseinsurteile .....	100
<b>II. Abschnitt. Ontisch positives Verhältnis von Dasein und Sosein</b>	
<b>15. Kapitel. Aufhebung des ontologischen Scheines .....</b>	<b>101</b>
a) Ontologischer Mißbrauch der Substratkategorie .....	101
b) Die vermeintliche Indifferenz und Zufälligkeit des Daseins .....	103
c) Der Sinn der Indifferenz und ihre Aufhebung .....	104
<b>16. Kapitel. Die Fehler im Modalargument .....</b>	<b>106</b>
a) Falsche Argumentation mit Möglichkeit und Wirklichkeit .....	106
b) Richtigstellung der Fehler .....	106
c) Das Lehrreiche in den Fehlern der Argumente .....	108
<b>17. Kapitel. Konjunktiver und disjunktiver Gegensatz .....</b>	<b>109</b>
a) Der Begriff des ontisch neutralen Soseins .....	109
b) Der Sphärenunterschied als Gegensatz der Daseins-Weise .....	111
c) Konjunktion der Seinsmomente und Disjunktion der Seinsweisen ...	112
d) Exposition und Reduktion des Grundschemas .....	113
e) Die Rolle des neutralen Soseins im Universalienstreit .....	115
f) Die Stellung der phänomenologischen „Wesenheiten“ .....	116
<b>III. Abschnitt. Das innere Verhältnis der Seinsmomente</b>	
<b>18. Kapitel. Das Dasein im Sosein und das Sosein im Dasein .....</b>	<b>118</b>
a) Verbundenheit und Relativität im Verhältnis der Seinsmomente .....	118
b) Primäres Weltbewußtsein. Sprache und logische Form .....	119
c) Inhaltliche Relativität von „Daß“ und „Was“ .....	120
d) Besondere Umformungen der Urteile und ihr ontologischer Sinn .....	121
<b>19. Kapitel. Identität und Verschiedenheit der Seinsmomente ...</b>	<b>122</b>
a) Die fortlaufend verschobene Identität von Dasein und Sosein im Ganzen des Seinszusammenhanges .....	122
b) Das Sosein als Dasein von etwas „an“ etwas .....	124
c) Reichweite der Identität von Sosein und Dasein .....	126
d) Die ontische Grenze der Identität .....	127
e) Der Richtungsunterschied in der verschobenen Identität .....	128



	Seite
20. Kapitel. Das Ergebnis und seine Konsequenzen .....	129
a) Zusammenfassung der Resultate .....	129
b) Ausblick auf weitere Aufgaben .....	130
c) Der Schein der Getrenntheit und sein ontologischer Grund .....	131
d) Der erkenntnistheoretische Grund der Trennung .....	133
21. Kapitel. Gegebenheitsweisen und Seinsweisen .....	134
a) Dreifache Überlagerung und dreifaches Grenzverhältnis .....	134
b) Berichtigung des Schemas. Wahre Stellung der Gegebenheitsweisen ..	136
c) Gespaltenheit der Erkenntnis und Schein der ontischen Spaltung ....	137

### Dritter Teil

#### Die Gegebenheit des realen Seins

##### I. Abschnitt. Die Erkenntnis und ihr Gegenstand

22. Kapitel. Gnoseologisches und ontologisches Ansichsein .....	139
a) Aufhebung der ontologischen Neutralität .....	139
b) Erkenntnistheoretischer Hintergrund des Ansichseinsbegriffs .....	140
c) Aufhebung der Reflektiertheit im ontologischen Ansichsein .....	141
d) Das Gesetz des Erkenntnisgegenstandes und das Seiende .....	142
23. Kapitel. Die Transzendenz des Erkenntnisaktes .....	144
a) Beweiskraft der Skepsis und Problem der Realitätsgegebenheit .....	144
b) Konsequenzen. Die Frage nach dem „Wie“ der Seinsgegebenheit ....	145
c) Erkenntnis als transzendenter Akt .....	146
d) Der erfassende Akt und sein Gegenstand .....	147
24. Kapitel. Die Antinomien im Erkenntnisphänomen .....	149
a) Phänomen und Theorie. Der natürliche Realismus .....	149
b) Die Antinomie von Ansichsein und Gegenstandsein .....	151
c) Die Antinomie der Phänomentranszendenz .....	152
d) Die Lösung der Antinomie und ihr Restproblem .....	153
25. Kapitel. Transobjektivität und Übergegenständlichkeit .....	154
a) Problembewußtsein und Erkenntnisprogreß .....	154
b) Das Ansichsein des Transobjektiven und des Objizierten .....	155
26. Kapitel. Die Grenzen der Erkennbarkeit .....	156
a) Das Auftreten des gnoseologisch Irrationalen .....	156
b) Begriff und Stellung des „für uns“ Unerkennbaren .....	159
c) Das Seinsgewicht des unendlichen Restes .....	160
d) Das Ansichsein des Irrationalen .....	162

##### II. Abschnitt. Die emotional-transzendenten Akte

27. Kapitel. Emotional-rezeptive Akte .....	163
a) Stellung und Struktur der ontisch fundamentalen Akte .....	163
b) Eigenart der emotional-rezeptiven Akte .....	164
c) Widerfahrnis und Betroffensein. Härte des Realen und Ausgeliefertsein	165
d) Die Schicksalsidee. Erfahren und Erfassen .....	167

	Seite
<b>28. Kapitel. Abstufungen des Erfahrens und Einheit der Realität</b>	168
a) Widerstandserfahren und Dingrealität	168
b) Zur Klärung des ontologischen Realitätsbegriffs	170
c) Realität und Zeitlichkeit	171
d) Erkenntnis und emotionales Realitätsbewußtsein	172
<b>29. Kapitel. Die emotional-prospektiven Akte</b>	173
a) Das Leben im Vorgriff und das Vorbetroffensein	173
b) Reelle Antizipation. Erwartung und Bereitschaft	174
c) Sekundäre Formen der Vorfühlung	176
<b>30. Kapitel. Eigentliche Gefühlsakte prospektiver Art</b>	177
a) Die Akttranszendenz im emotional-selektiven Vorgreifen	177
b) Das Rechnen mit der Glückschance	179
c) Das Illusorische im Vorbetroffensein und die Grenze der Akttranszendenz	180
d) Metaphysische Vorspiegelung und Scheinargumentation	180
<b>31. Kapitel. Emotional-spontane Akte</b>	182
a) Die Aktivität und ihre Art von Akttranszendenz	182
b) Unmittelbare Spontaneität und mittelbare Rezeptivität	184
c) Das Rückbetroffensein der Person in der eigenen Handlung	185
d) Das Realitätsgewicht von Personen für Personen	187
e) Scheinbare Gespaltenheit der Realität. Fehler der Theorie	188
<b>32. Kapitel. Innere Aktivität und Freiheit</b>	189
a) Die Eigenart interpersonaler Verbundenheit	189
b) Die primäre Gegebenheit in der Stellungnahme	190
c) Die Rolle der Situation und ihre Gegebenheitsform	191

### III. Abschnitt. Reales Leben und Realitätserkenntnis

<b>33. Kapitel. Der Lebenszusammenhang als seiender</b>	193
a) Der Inbegriff der Akttranszendenz als realer Lebensmodus	193
b) Das Realitätsgewicht in den Wertbezügen	194
c) Die praktische Gegebenheit der Dingwelt	194
d) Der Gegenstand der „Sorge“	198
<b>34. Kapitel. Besondere Sphären der Einbettung in die reale Welt</b>	199
a) Das Realphänomen der „Arbeit“	199
b) Die Gegebenheitsform der weiteren Realzusammenhänge	200
c) Das Leben im kosmischen Zusammenhang	202
<b>35. Kapitel. Erkenntnis und emotionale Gegebenheit</b>	203
a) Identität der Welt und Ausschnitte der Gegebenheit	203
b) Schlußfolgerung aus der Transzendenz der emotionalen Akte	205
c) Weitere Konsequenzen	206
d) Die Abstufung der Phänomentranszendenz und die Erkenntnis	207
<b>36. Kapitel. Die Sonderstellung der Erkenntnis</b>	209
a) Homogenität und Gegensatz im Aktzusammenhang	209
b) Soseins- und Daseinsgegebenheit in der Aktmannigfaltigkeit	211
c) Überlegenheit der Erkenntnis und intellektualistisches Vorurteil	212
d) Verselbständigung und Sachentfremdung der Wissenschaft	213
e) Wissenschaftskritik und Phänomenologie	214

	Seite
37. Kapitel. Die Stellung der Wissenschaft .....	216
a) Methodische Irrtümer und Mißverständnisse .....	216
b) Einbettung der Wissenschaft in den Lebenszusammenhang .....	217
c) Richtigstellung wissenschaftskritischer Vorurteile .....	218
d) Ontologische Einbettung der Erkenntnis .....	220

#### Vierter Teil

### Problem und Stellung des idealen Seins

#### I. Abschnitt. Die Gegebenheit des mathematischen Seins

38. Kapitel. Ontologische Aporetik der Idealität .....	223
a) Die Grundaporie und ihre Folgen .....	223
b) Ideales Sein und Idealerkenntnis .....	224
c) Ansatz der Seinsgegebenheit in der mathematischen Erkenntnis .....	225
d) Einwände und Kritik der Einwände .....	226
e) Mathematisches Urteil und mathematischer Gegenstand .....	228
f) Weitere Beispiele und Folgerungen .....	229
39. Kapitel. Theorien und Auffassungen .....	231
a) Mathematischer Subjektivismus .....	231
b) Mathematischer Intuitivismus .....	232
c) Verhängnisvolle Konsequenzen .....	233
d) Der erkenntnistheoretische Grundfehler .....	234
e) Die Gegenprobe: Mathematik ohne Erkenntnis .....	235
40. Kapitel. Idealerkenntnis und objektive Gültigkeit .....	237
a) Immanente und transzendente Apriorität .....	237
b) Ideale Apriorität und Notwendigkeit .....	239
c) Denknötwendigkeit und Seinsnotwendigkeit .....	240
41. Kapitel. Idealerkenntnis und Realerkenntnis .....	241
a) Das Zutreffen mathematischer Erkenntnis auf Realverhältnisse .....	241
b) Apriorische Realerkenntnis .....	243
c) Die Äquivokation im Begriff der Idealität .....	244

#### II. Abschnitt. Verbundenheit des idealen und realen Seins

42. Kapitel. Das Verschwinden der idealen Gegenstände im Erkenntnisfelde .....	246
a) Das Vorgelagertsein des Begriffes .....	246
b) Aufdringlichkeit und Unaufdringlichkeit des Gegenstandes .....	247
c) Die Stellung des Erkenntnisgebildes in der Idealerkenntnis .....	248
d) Zweierlei Verschwinden. Vorstellung und Begriff .....	250
43. Kapitel. Die dreifache Hintereinanderschaltung .....	251
a) Die Nahstellung des idealen Seins zum Bewußtsein .....	251
b) Nominalismus und Realismus .....	253
c) Die unaufhebbare Täuschung .....	254
44. Kapitel. Relative Selbständigkeit des idealen Seins .....	255
a) Rolle der Idealität im Realpriorismus .....	255
b) Echte Selbständigkeit und falsche Isolierung des idealen Gegenstandes .....	256

	Seite
c) Reine und angewandte Mathematik .....	257
d) Die „Zufälligkeit“ des Realen und der „Möglichkeitsbereich“ des Idealen .....	259
<b>45. Kapitel. Indifferenz und Gebundenheit .....</b>	<b>260</b>
a) Die „Ungenauigkeit“ der Realfälle .....	260
b) Irrige und zutreffende Schlußfolgerungen .....	261
c) Sinn und Grenzen der Indifferenz des idealen Seins .....	262
<b>III. Abschnitt. Das ideale Sein im Realen</b>	
<b>46. Kapitel. Die Phänomenologie der Wesenheiten .....</b>	<b>264</b>
a) Die Einklammerung und das Herausheben .....	264
b) Die Wesenheit und ihr Verhältnis zum Realen .....	266
c) Freie und anhangende Idealität .....	267
d) Einheit der Wesenheiten und Zweiheit der Zugänge .....	268
<b>47. Kapitel. Wesensschau und Evidenz .....</b>	<b>270</b>
a) Die Idee der mathesis universalis .....	270
b) Grenzen der inhaltlichen Gewißheit .....	271
c) Subjektive und objektive Evidenz .....	272
d) Positiver Sinn der Evidenztäuschung .....	273
<b>48. Kapitel. Das Reich des Logischen und seine Gesetze .....</b>	<b>275</b>
a) Die Doppelgesetzlichkeit des Denkens .....	275
b) Ideal-ontologischer Charakter der logischen Gesetzlichkeit .....	276
c) Verhältnis des Logischen zur anhangenden Idealität .....	277
d) Logische Gesetze und Realgesetzlichkeit .....	278
e) Objektive Gültigkeit des Logischen und Möglichkeit der Realwissenschaften .....	279
<b>49. Kapitel. Das Reich der Werte und seine Seinsweise .....</b>	<b>281</b>
a) Die Sonderstellung der Werte unter den Wesenheiten .....	281
b) Wertbewußtsein und Werterkenntnis .....	282
c) Realität des Wertgefühls und Determinationskraft der Werte .....	283
d) Der Wandel des Wertbewußtseins und das Sein der Werte .....	284
e) Konsequenzen. Scheinbarer Widerspruch und Lösung .....	286
<b>50. Kapitel. Seinsweisen und Sphärenlagerung .....</b>	<b>287</b>
a) Schweben der Sphäre und Immanenz der Seinsweise .....	287
b) Der haltbare Sinn des „Schwebens“ der Sphäre .....	288
c) Das Verhältnis der Seinsweisen im Individuellen .....	289
d) Der Nimbus der „Erhabenheit“ .....	290
e) Idealontologie und Realontologie .....	292
<b>51. Kapitel. Bewußtseinsnähe und Idealtranszendenz .....</b>	<b>293</b>
a) Innere Gegebenheit und reine Apriorität .....	293
b) Idealtranszendenz und Realtranszendenz .....	294
c) Das Irrationale im Reich des idealen Seins .....	295

## Einleitung

### 1. Überkommene Denkform, Denkwang und Denkgewohnheit

Warum eigentlich sollen wir zur Ontologie zurückkehren? War nicht einst das Fundament der ganzen Philosophie ontologisch? Und ist das Fundament nicht unter ihr zusammengebrochen, sie selbst und alles, was mit ihr stand, in den Sturz hineinreißend?

Es ist die Skepsis nicht allein, was sie unterwühlt hat. Die kritische Philosophie von Descartes bis auf Kant war durchaus nicht skeptisch eingestellt; und doch ist sie es, welche die Frage nach dem „Seienden als solchem“ immer weiter zurückgedrängt und schließlich als überhaupt anstößig verworfen hat. Die Frage „wie können wir vom an sich Seienden etwas wissen“ wird abgelöst durch die Frage, „wie können wir auch nur eindeutig davon reden“, ja es „meinen“. Im Reden und Meinen ist es ja schon „gesetzt“, ist etwas „für uns“ und nicht an sich Bestehendes. Die kantischen Schulen am Anfang wie am Ende des 19. Jahrhunderts haben das in aller Schroffheit ausgesprochen und durch Überlegungen erhärtet, die mit dem Fall der idealistischen Theorien durchaus nicht ohne weiteres hinfällig werden.

Man darf es mit dieser Gegnerschaft gewiß nicht leicht nehmen, obgleich sie in der heutigen Philosophie nicht mehr die Führung hat. Die Formen, in denen sich unser Denken bewegt, sind doch noch die ihrigen, die Begriffe sind die von ihr geschaffenen. Es ist eine Gegnerschaft geworden, die uns von innen her anfällt, weil sie in den Zuschnitt unserer Überlegungen mit eingeht. Ihr begegnen heißt die Begriffe von Grund auf revidieren, sie umbilden und mit den ungebildeten arbeiten lernen. Es ist aber schwer, eingefahrene Bahnen im eigenen Denken umleiten und die neuangelegten sicher befahren lernen.

Nichts geringeres bedeutet für heutiges Denken die Aufgabe der Ontologie. Und nichts geringeres als der Zwang einer zum mindesten 150jährigen, traditionsfest gewordenen Denkgewohnheit ist es, was ihr entgegensteht. Die Gegner der Seinsfrage sind heute nicht mehr eigentliche Idealisten. Es sind aber durchweg Erben idealistischer Denkform. Und gerade weil sie das nicht mehr wissen, halten sie mit bleierner Schwere am überkommenen Erbgute des Gedankens fest, das den Werdegang ihres Denkens bestimmt hat.

Es handelt sich hierbei in erster Linie um erkenntnistheoretische Begriffe und Voraussetzungen. Ein jeder bringt solche mit, einerlei ob er darum weiß oder nicht. Da aber die Erkenntnistheorie sich fast ausschließlich auf idealistischem Boden entwickelt hat, so sind es vorwiegend

idealistisch unterbaute Begriffe. Es gehört zu den Aufgaben, die im weiteren zu lösen sein werden, diese erkenntnistheoretischen Begriffe auf ihre Tragkraft hin zu untersuchen und, soweit nötig, abzubauen.

Ist nun die Aufgabe so groß und schwierig, reicht sie gleich bei den ersten Schritten bis in die stillschweigenden Voraussetzungen des philosophischen Denkens hinein, warum müssen wir uns ihr dann eigentlich unterziehen? Sollten wir den suchenden und tastenden Gang der Forschung, wie er auf mannigfachen Geleisen an der Arbeit ist, nicht lieber sich selbst überlassen, statt wie die Metaphysik alter Zeit den fragwürdigen Griff an die ersten Grundlagen zu wagen, über die am Ende doch nicht Endgültiges auszumachen ist? Warum — so ist allen Ernstes zu fragen — sollen wir denn durchaus zur Ontologie zurückkehren?

## 2. Problemlosigkeit, Problemmüdigkeit, Relativismus

Die Antwort darauf zu geben, ist das Anliegen dieser Einleitung. Man könnte sie vorwegnehmen und einfach erklären: wir müssen deswegen zur Ontologie zurück, weil die metaphysischen Grundfragen aller Forschungsgebiete, auf denen philosophisches Denken arbeitet, ontologischer Natur sind, und weil diese Fragen damit, daß man sie „kritisch“ ignoriert oder geflissentlich umgeht, nicht aus der Welt zu schaffen sind. Es ließe sich weiter darauf hinweisen, daß der inhaltliche Bestand solcher Fragen nicht ein willkürliches Produkt menschlicher Fragelust, auch nicht ein bloß geschichtlich gewordener Ballast des Gedankens, sondern die ewige Rätselhaftigkeit der Welt selbst und in ihrer Beschaffenheit verwurzelt ist. Daraus ergäbe sich ohne weiteres, daß der Mensch dauernd und unaufhebbar vor sie gestellt ist. Ja, man könnte sich hier schließlich auf Kant berufen, der in den ersten Zeilen des Vorwortes zur Kritik der reinen Vernunft dieser Sachlage Rechnung trägt.

Aber das alles genügt für heutiges Denken nicht. Zu sehr hat sich dieses Denken gewöhnt, unbequeme Fragen zu übergehen. Ist es doch durchaus üblich geworden, Problembestand und Problemstellung zu verwechseln; mit der letzteren aber hat man leichtes Spiel; denn man kann sie nach Bedarf umprägen oder ablehnen. Daß es in den großen Problemgehalten etwas Unabweisbares gibt, was zu ändern in keines Menschen Macht steht, ist zur Zeit keineswegs Gemeingut des Wissens. Das muß dem heutigen Denken erst wieder zum Bewußtsein gebracht und nachgewiesen werden. Und da es kein anderes als das eigene eng gegenwärtige Problemfeld kennt, so muß man es ihm auf eben diesem seinem eigenen Problemfelde nachweisen; d. h. man muß ihm beweisen, daß es selbst die großen unabweisbaren Problemgehalte enthält und nur das Wissen darum nicht hat.

Anders kann auch die Berufung auf geschichtliche Autorität hier nicht fruchten. Was Kant als ein allgemeines Schicksal der Vernunft hinstellte, betraf überdies keineswegs das Ganze des metaphysischen Problem-



bestandes, geschweige denn dessen ontologische Fundamentalschicht. Kant hielt sich einfach an die bekannten drei Hauptgebiete der spekulativen Philosophie — Kosmos, Seele, Gottheit —, sah aber keineswegs, daß auch im Allernächsten und scheinbar Selbstverständlichen metaphysische Problemhintergründe enthalten sind, nicht geringer als die der genannten Gebiete, aber weit dringlicher als sie.

Zu alledem kommt, daß es im heutigen philosophischen Denken eine gewisse Problem-Müdigkeit gibt. Der tief eingerissene Relativismus — in Deutschland am bekanntesten in der Form des Historismus — hat hier erschlaffend gewirkt. Um Probleme eindeutig sehen und in Angriff nehmen zu können, muß man den Sinn von wahr und unwahr einsehen; denn alle forschende Arbeit geht auf Erringung der Wahrheit. Wie aber, wenn als wahr alles gilt, was der geschichtlichen Geisteslage einer bestimmten Zeit konform ist? Da wird das Ringen selbst illusorisch, weil der Sinn dessen, wonach man ringt, sich aufzulösen scheint. Und dann kann es auch keine Problembestände mehr geben, die unaufhebbar wären und irgend etwas unnachsichtig von uns erheischen könnten. Scheinen sie doch selbst der gleichen Relativität zu unterliegen wie die Teilerrungenschaften der Erkenntnis, an denen sie haften.

So glaubt man schließlich nicht mehr an Probleme. Man nimmt sie so wenig ernst wie die Wahrheit, auf die man mit ihnen abzielt. Und damit hebt man den Sinn der Forschung auf — zugleich aber auch den eindeutigen Sinn der Position, die man mit eben dieser Aufhebung einnimmt. Es ist die Selbstaufhebung des philosophischen Denkens.

### 3. Das Seinsproblem in den idealistischen Systemen

Ein wirklich problemlos gewordenenes Denken wäre wahrscheinlich auch nicht belehrbar. Soweit aber ist es nun doch nicht gekommen. Aller Gegentendenz zum Trotz hat jede Zeit ihren Problembestand, kein Relativismus kann ihn ohne weiteres auskehren. Was in unserer Zeit der Erweckung bedarf, das sind vielmehr nur die metaphysischen Hintergrundprobleme. Und dem kommt das spontane Erwachen des Sinnes für metaphysische Fragen überhaupt entgegen, das seit dem Beginn des Jahrhunderts sich meldet und nur vom Relativismus niedergehalten worden ist.

Warum eigentlich hat der theoretische Idealismus sich überlebt? Er war doch einst der Träger und Formgeber einer wahrhaft bahnbrechenden Philosophie des Geistes, und die Problemfülle, die seine Höhe in der großen Periode von Kant bis Hegel aufschloß, ist auch heute noch keineswegs erschöpft. Der Idealismus eben hatte noch eine andere, seins-theoretische Seite — man kennt sie als idealistische Erkenntnistheorie —, und diese trat nach Überschreitung seines Höhepunktes mehr und mehr in den Vordergrund. Diese Seite war es, die sich gleich in den Anfängen mit der Bekämpfung des „Dinges an sich“ ankündigte und im Neukantianismus die schroffste Zuspitzung erfuhr.

Man begegnet bis heute der Ansicht, der konsequente Idealismus brauche die Frage nach dem „Seienden als solchem“ gar nicht zu stellen, ja, er habe sie auch tatsächlich niemals gestellt. Wie aber soll man es verstehen, wenn man sieht, daß die einschlägigen Theorien in aller Form die „Idealität des Seins“ zu erweisen bemüht sind? Kann man denn sagen, daß ein solches Unterfangen es nicht mit der Seinsfrage aufnehme und keine Seinstheorie sei?

Kant ließ die „empirische Realität“ der Dinge gelten, erklärte sie aber für bloße Erscheinung, für „transzendental ideal“. Fichte ließ sie vom Ich produziert sein; da das Ich sie aber im Leben für real hält, so kann es um die Produktion nicht wissen. Schelling nannte das direkt „unbewußte Produktion“. Das ist eine Theorie, die gewiß künstlich anmutet, sie hat sich geschichtlich auch keineswegs gehalten. Aber wie bedenklich ihre Konsequenzen immer sein mögen, kein Zweifel kann doch daran sein, daß es eine Seins- und Realitätstheorie ist. Die Realität wird hier zwar für Schein erklärt, aber eben diese Erklärung ist doch eine Erklärung dessen, was es mit dem Realitätsphänomen und seiner Gegebenheit auf sich habe. Es ist also genau so gut wie jede realistische Erklärung eine Theorie vom Seienden als solchem. Die Seinsfrage selbst ist dieselbe, und zwar auf Grund derselben Phänomene. Sie wird nur anders beantwortet.

Dasselbe gilt von den Formen des logischen Idealismus bei den Neukantianern. Man kann eben statt von Funktionen des Ich auch vom prädikativen Sein im Urteil ausgehen und alle Realität auf logische Geltung zurückführen. Das mag sehr willkürlich sein, aber es ist schließlich auch eine Erklärung der Seinsweise.

Um den ontologischen Einschlag kommen also auch diejenigen Theorien nicht herum, von denen am ehesten man erwarten könnte, daß sie ihn wirklich ganz umgehen. Auch der äußerste Subjektivismus kann nicht umhin, wenigstens den „Schein“ des Seins irgendwie zu erklären. Wobei er dann die Erfahrung macht, daß es um nichts leichter ist, den Schein zu erklären als das Sein selbst. Darum fallen die Systeme dieser Art so gekünstelt aus. Sie überheben sich gleichsam am Gewicht der Seinsfrage und müssen die Anmaßung mit innerer Gebrochenheit büßen.

Sogar bei der Skepsis ist es noch dasselbe, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Auch sie kann es nicht vermeiden, vom Realen zu handeln, und zwar gerade indem sie es als fragwürdig erweist. Der Seinsweise der Gegenstände gilt ja in erster Linie die *εποχή*, bei der sie sich verzichtend bescheidet. Und an der Skepsis am reinsten sieht man es ein, warum dem so ist und sein muß. Ein theoretisches Denken, das nicht im Grunde ontologisch wäre, gibt es in keiner Form und ist ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist offenbar das Wesen des Denkens, daß es nur „etwas“, nicht aber „nichts“ denken kann. So hat es schon Parmenides ausgesprochen. Das „Etwas“ aber tritt jederzeit mit einem Seinsanspruch auf und beschwört die Seinsfrage herauf.



#### 4. Ontologischer Hintergrund des Relativismus

Dasselbe läßt sich mutatis mutandis von allen Theorien zeigen, die den Wahrheitsbegriff relativieren, einerlei ob sie von pragmatistischen oder historischen Argumenten getragen sind.

Es ist oft gezeigt worden, wie solche Theorien sich selbst aufheben, indem sie den strengen Sinn von wahr und unwahr, den sie in ihren Aufstellungen für sich selbst beanspruchen, grundsätzlich für unmöglich erklären. Ins Positive gewandt bedeutet das, daß sie in Wirklichkeit nur die Geltung in der Überzeugung der Zeitalter relativieren, nicht das Wahrsein selbst. Ein bescheidenes Resultat, das auch ohne so große Aufmachung niemand bestreitet. Es ist eben nicht ein und dasselbe, ob etwas wahr „ist“ oder für wahr „gilt“. Auch Irrtümer können einer langen Folge von Generationen als Wahrheit gelten, auch Wahres kann ihrem Denken verborgen oder unverständlich sein und, wo es ausgesprochen wird, als Irrtum verschrien werden.

Das ist eine einfache Überlegung. Sie genügt vollkommen, um das Phänomen geschichtlicher Geltungsrelativität zu klären, das diesen Theorien vorschwebt. Freilich steckt hinter der Verwechslung von Wahrheit und Geltung eine weit gefährlichere: die von Wahrheit und Wahrheitskriterium. Diese ist erkenntnistheoretischer Art und reicht viel tiefer an die Grundlagen unseres Wissens um das Seiende heran. Wäre Wahrheit ein greifbares Merkmal am Erkenntnisinhalt, so müßte das Unwahre sich im Bewußtsein jederzeit von selbst ankündigen — sei es als Unstimmigkeit oder sonstwie —, und kein Irrtum könnte sich im Bewußtsein halten. Das Gesetz des Irrtums ist eben, daß er sich aufhebt, sobald er als solcher erkannt wird. Wahrheit wäre dann in der Tat die „Norm ihrer selbst und des Unwahren“. So aber steht es nicht im Haushalt menschlichen Erkennens. Irrtum und Erkenntnis besteht ununterscheidbar vermengt auf allen Lebens- und Wissensgebieten; alles Weiterkommen mit der Einsicht ist ein fortschreitendes Berichtigen von Irrtümern, und stets muß die Kritik des Irrtums erst in weitem Ausholen errungen werden. Hier liegt der innere Grund der scheinbaren Relativität des Wahren, sowohl der privaten in der persönlichen Ansicht als auch der objektiv-historischen im Wechsel der Zeitalter.

Sofern aber der historische Relativismus auch das Seinsproblem antastet, begeht er einen noch weit gewichtigeren Fehler. Diese Ausdehnung der Theorie liegt nah, weil Wahrsein nun einmal das Zutreffen auf Seiendes bedeutet. Auch die Realität der Welt wird demnach als relativ auf die Geistesart der Zeit verstanden. Und damit meint man nicht nur die Selbstverständlichkeit, daß in der realen Welt selbst sich vieles ändert, sondern die Veränderlichkeit eines und desselben einmaligen Geschehens, je nach der geschichtlichen Geformtheit des Geistes, der es zu seinem Gegenstande macht.

Über die Extravaganz solcher Schlüsse ist kein Wort zu verlieren. Wohl aber ist es lehrreich, daß die Theorie gerade von dieser Konsequenz

her eine Korrektur erfährt, die sie vernichtet. Der Wandel der Geformtheit des Geistes ist nämlich hier selbst als ein realer vorausgesetzt, und nur unter dieser Voraussetzung kann er jene „Veränderlichkeit“ bewirken. Dann aber gehört er derselben realen Welt an, deren Relativität auf die Geformtheit des Geistes gefolgert wurde. Es wird also entweder seine Realität oder diese Relativität aufgehoben. Im ersteren Falle ist der Wandel des Geistes kein wirklicher, kann also auch keine Relativität des Seienden bewirken; im letzteren Falle besteht er zwar zurecht, aber das Seiende kann nicht auf ihn relativ sein.

Das klingt, wenn man es so ausspricht, reichlich gekünstelt. Nur liegt die Künstlichkeit in der Theorie, nicht in der Widerlegung. Das schlicht positive Resultat dieser Überlegung aber ist die Einsicht, daß selbst der extreme Relativismus noch ein ontologisches Fundament voraussetzt. Woraus man denn wohl schließen darf, daß Theorien, die ohne ein solches auskämen, ein Ding der Unmöglichkeit sind.

### 5. Metaphysischer Hintergrund der Naturwissenschaft

Wichtiger indessen als das Zeugnis der Theorien und Systeme ist das der inhaltlichen, nach Problembeständen sich gliedernden philosophischen Arbeitsgebiete<sup>1)</sup>. Man kann hier — um bei dem Lieblingsthema heutiger Spekulation, der Relativität, noch zu verweilen — gleich bei der Naturphilosophie einsetzen. Hier steht es nicht mehr wie zu Schellings Zeiten, niemand denkt mehr daran, die Natur nach Analogie des Geistes zu verstehen. Aber auch die Methodologie der exakten Wissenschaft befriedigt nicht mehr. Ist doch diese selbst in ihren Grenzgebieten höchst konstruktiv geworden.

Die Exaktheit der positiven Wissenschaft wurzelt im Mathematischen. Dieses als solches macht aber die kosmischen Verhältnisse nicht aus. Alles quantitativ Bestimmte ist Quantität „von etwas“. Substrate der Quantität also sind in aller mathematischen Bestimmung vorausgesetzt. Sie selbst als solche, einerlei ob es sich um Dichte, Druck, Arbeit, Gewicht, Dauer oder räumliche Länge handelt, bleiben identisch in der quantitativen Mannigfaltigkeit, und man muß sie schon anderweitig kennen, wenn man auch nur verstehen will, was die mathematischen Formeln besagen, in welche die Wissenschaft ihre besonderen Verhältnisse faßt. Hinter ihnen selbst aber steht eine Reihe kategorialer Grundmomente, die selbst offenkundig substrathaften Charakter haben und sich aller quantitativen Fassung entziehen, weil sie Voraussetzungen der realen Quantitätsverhältnisse sind. Von dieser Art sind vor allem Raum und

<sup>1)</sup> Die genauere Rechenschaft über die Gesamtlage der Metaphysik in unserer Zeit findet sich in meinem Beitrag zu der von H. Schwarz herausgegebenen Sammlung „Deutsche Systematische Philosophie nach ihren Gestalten“, Berlin 1931, S. 283 ff.; 3. Aufl. als Sonderdruck 1935.

Zeit, nächst ihnen aber nicht weniger auch Materie, Bewegung, Kraft, Energie, Kausalprozeß u. a. m.

Um diese Kategorien der Natur ist von jeher der Streit gegangen. Auch heute sind es die Thesen der Relativitätstheorie, die sich auf sie beziehen. Das Metaphysische dieser Theorie besteht in dem Versuch, die Substratmomente in Raum, Zeit, Materie usw. aufzulösen. Sie stößt, vom Quantitativen ausgehend, in das Wesen der unquantitativ-ontischen Fundamente vor. Sie setzt in der Sphäre der Messung ein, stößt auf die Grenzen eindeutiger Meßbarkeit; statt aber hierin die Grenzen des Quantitativen in der Natur zu erkennen, zieht sie die Konsequenz nach der anderen Seite: sie relativiert die Substrate möglicher Maßverhältnisse. Statt zu fragen: welche Begrenzung des mathematisch Formulierbaren genügt dem Wesen von Raum und Zeit? fragt sie vielmehr: Welche Begrenzung des Wesens von Raum und Zeit genügt den mathematischen Formeln?

So werden die Folgerungen vom ontisch Sekundären aus in die Region des Primären hineingetrieben. Die Substrate der Beziehung werden in Bezogenheiten aufgelöst. Man bemerkt nicht, daß man damit in die Sackgasse des leeren Relationalismus gerät.

Man kann hieraus ohne Schwierigkeit die Lehre ziehen, daß die methodische Grenzüberschreitung des mathematischen Denkens geradezu das Gegenteil dessen beweist, was sie erstrebte, nämlich seine eigene Begrenztheit im Gegenstandsgebiet der Natur. Was hier wirklich als sehr relativ erwiesen wird, ist die Eindeutigkeit der mathematischen Verhältnisse. Diese Relativität aber ist nur ein Spezialfall der allgemeinen Abhängigkeit des Begreifens von den Formen und Kategorien des begreifenden Bewußtseins.

Das kategoriale Problem, das in dieser Sachlage greifbar wird, ist offenkundig ein ontologisches. Keine noch so exakte Naturwissenschaft kann sagen, was Raum, Zeit, Materie, Bewegung selbst eigentlich sind, geschweige denn was Wirken und Bewirktwerden ist. Sie setzt dies alles schon voraus, und zwar ohne sich um Begründung oder Rechenschaft über das Vorausgesetzte zu bekümmern. Das Problem, das in diesen Voraussetzungen steckt, erfordert ein ganz anderes Vorgehen, und sei es auch nur, um es phänomengerecht zu fassen. Die Aufgabe, die hier erwächst, ist eine durchaus metaphysische. Und nur eine strenge Kategorialanalyse kann es zuwege bringen, den unlösbaren Teil der einschlägigen Probleme sauber herauszuarbeiten, um dadurch den lösbaren erst einer Lösung zugänglich zu machen.

## 6. Die Metaphysik des organischen Lebens

Im biologischen Problemfelde wächst der metaphysische Einschlag gleich bei den ersten Schritten bis zu völliger Ratlosigkeit. Von alters her herrscht in der Philosophie des Organischen die teleologische Auffassung

des Lebendigen. Allzu deutlich scheinen die Lebensvorgänge zweckmäßig zu verlaufen. Daß der Mensch, dessen Verhalten im Leben ein durchweg zwecktäufiges ist, diese Zweckmäßigkeit als Zwecktätigkeit und reale Zweckläufigkeit deutet, ist nicht zu verwundern. Dem Anthropomorphismus, der in dieser Umdeutung liegt, auf die Spur zu kommen, ist erst spät gelungen. Ja, daß hier überhaupt eine Deutung vorliegt, dürfte vor Kants Kritik der teleologischen Urteilskraft schwerlich jemandem ernstlich in den Sinn gekommen sein.

Die mechanistische Deutung dagegen, vom Materialismus öfters versucht, von Darwin und seinen Nachfolgern ernstlich in Angriff genommen, leidet an der Schwierigkeit, daß Prozesse von der Komplexheit der organischen sich auf keine Weise in ihrer Ganzheit kausal verstehen lassen. Es sind und bleiben immer nur Teilprozesse und Teilabhängigkeiten, die sich aufzeigen lassen. Über die bloße These, „daß“ überhaupt es kausal geordnete Prozesse sein sollen, kommt man nicht hinaus.

Beides zusammengenommen läuft deutlich auf die Tatsache hinaus, daß wir das wirkliche kategoriale Determinationsverhältnis der Lebensprozesse nicht kennen. Hier ist etwas, was uns in aller augenfälligen Gegebenheit doch unzugänglich bleibt, ein Irrationales, ein metaphysischer Problemrest, unabweisbar und unlösbar zugleich, und zwar gerade das Kernstück der Lebendigkeit betreffend.

Die Gegebenheitsweise des Organischen läßt diese Sachlage auch durchaus verständlich erscheinen. Sie ist eine doppelte, eine innere und eine äußere, und beide klaffen inhaltlich weit auseinander. Es gibt ein unmittelbares Bewußtsein der eigenen erlebten Lebendigkeit und ihrer Zustände, und es gibt ein objektiv-dingliches Bewußtsein fremden Lebens. Das letztere sieht und erkennt den Organismus in seinen Teilerscheinungen, faßt aber nicht die Ganzheit; das erstere dagegen erlebt ihn als Ganzes, weiß aber nicht um seine Funktionen. Daß beide Arten der Gegebenheit sich gegenseitig ergänzen, ist nicht zu verkennen. Aber das genügt nur für die Praxis des Lebens, nicht für das Verstehen des Wesens. Denn sie schließen nicht aneinander an, stimmen auch durchaus nicht durchweg überein. Der Kranke und der Arzt haben ein sehr divergierendes Bewußtsein von ein und demselben Zustand. Jener fühlt nur, daß ihm etwas „fehlt“; was es ist, weiß er nicht; dieser weiß es wohl, aber nicht aus seinem Lebensgefühl, sondern auf Grund äußerer Symptome.

Wirklich entgegengesetzt aber werden die beiden Gegebenheitskreise erst in der theoretischen Betrachtung. Der innere verführt dauernd zur teleologischen Auffassung, der äußere ebenso dauernd zur kausalen. Beide Tendenzen des Verstehens sind offenbar einseitig, und beide urteilen unter Kategorien, die offenbar nicht die eigentümlichen des organischen Lebens sind. Die Kausalkategorie ist vom Gebiet des Anorganischen her, die Zweckkategorie von dem des Seelischen her auf den Organismus übertragen.

Die Übertragung ist zwar sehr begreiflich. Wie sollte der Mensch denn anders vorgehen als vom Gegebenen zum Nichtgegebenen? Nun ist ihm aber sowohl die äußere Dingwelt als auch die innere Welt des Seelischen in einer gewissen Unmittelbarkeit gegeben, nicht aber die Zwischensphäre des Lebendigen. Dessen Gegebenheit ist vielmehr an jene beiden „Welten“ gleichsam aufgeteilt. Nur sind diese beiden „Welten“ als Zugänge des Wissens zum Organischen unzureichend.

Wir kennen sowohl Kausalzusammenhänge als Finalzusammenhänge. Beide aber treffen auf den Prozeß des Lebens nicht recht zu. Hier eben klafft die große Lücke in unserem Erkennen: den eigentümlichen Determinationstypus im Lebensvorgang kennen wir nicht. Das ist der Grund, warum in unserem Bewußtsein des Lebendigen dauernd entweder Kausal- oder Finalvorstellungen sich vordrängen und die Tatsache verdunkeln, daß das Eigentümliche des Lebensvorganges ein metaphysisches Rätsel bleibt.

### 7. Das Metaphysische im Seelenleben

Ganz so schwierig ist die Sachlage auf dem Arbeitsgebiet der Psychologie nicht. Die Sphäre der Gegebenheiten ist hier eindeutig und in sich zusammenhängend. Doch gibt es auch hier einen metaphysischen Problemhintergrund, der in neuester Zeit sich immer greifbarer zeigt. Er fällt um so schwerer ins Gewicht, als die Psychologie des 19. Jahrhunderts ihn nirgends zu fassen bekommen hat und sich deshalb der trügerischen Gewißheit hingab, eine reine Tatsachenwissenschaft zu sein und aller systematischen Schwierigkeiten überhoben zu sein. Auf dieser Täuschung beruhte ihre scheinbare Überlegenheit über die anderen philosophischen Disziplinen, sowie zuletzt ihre Anmaßung, diese zu ersetzen.

Täuschung und Anmaßung des Psychologismus sind gefallen. Das Metaphysische des Grundproblems ist geblieben. Es liegt in der Seinsweise der psychischen Realität, ist also von vorn herein ein ontologisches Problem.

Solange man Realität als ein Eigentümliches der sog. Außenwelt ansah — der Dingwelt, des Physischen —, konnte die Psychologie sich metaphysisch unbelastet dünken. Aber nicht einmal der Art, wie wir das Seelische erleben, entspricht diese Ansicht. Jedermann rechnet im Leben mit der Gesinnung des Mitmenschen als mit etwas durchaus Wirklichem, die Ereignisse mit Bestimmendem; jeder kennt die eigenen Zustände, Gefühle, Aversionen, Sympathien, Wünsche, Sehnsüchte, Ängste als etwas Gewichtiges, das auch ohne sein Wissen stets vorhanden ist und ihn aus der dunklen Tiefe des eigenen Ich heraus bestimmt, überfällt, ja gelegentlich vollkommen überrascht. Es gibt offenbar ein reales, unabhängig vom Grade des Erkenntseins ablaufendes Seelenleben, und dieses ist nicht identisch mit dem Bewußtsein. Es verläuft in derselben realen Zeit, in der auch die physischen Geschehnisse verlaufen, wandelt und entwickelt sich in demselben eindeutig-irreversiblen Folgeverhältnis,



zeigt denselben Modus des Entstehens und Vergehens; ja, es steht in mannigfaltiger Wechselbedingtheit mit dem äußeren Geschehen. Nur die Unräumlichkeit scheidet es von ihm.

Hält man die Räumlichkeit und die mit ihr eng verbundene Materialität für einen Wesenszug des Realen überhaupt, so kann man die Realität der psychischen Akte natürlich nicht fassen. Man hat sie durch eine falsche Definition — falsche ontologische Fassung des Realseins — von ihnen ausgeschlossen. Gibt man aber der Fülle der angedeuteten Phänomene einmal Raum, so kann man umgekehrt jene Definition nicht mehr halten. Die seelische Welt erweist sich dann als genau ebenso real wie die physische. Damit aber erwächst der Psychologie eine Reihe weiterer Aufgaben. Es fällt ihr nicht nur die ontologische Frage zu, wie diese psychische Realität überhaupt zu fassen ist; es eröffnet sich auch der Ausblick auf ein verzweigtes Feld der unerlebten und unbewußten Zustände und Akte, das offenbar inhaltlich weit reicher ist als das unmittelbar Erlebte und Aufweisbare.

Die heutige Psychologie weiß längst um diese Sachlage. Die Zeiten der reinen Erlebnispsychologie — die Akt und Akterlebnis nahezu gleichsetzte — sind vorbei. Gerade die Aktphänomenologie, die strenger als andere Methoden beim rein Gegebenen ansetzte, hat hier Klärung geschaffen. Man baut heute nicht mehr das Bewußtsein aus Elementen auf. Die Elemente gerade haben sich als nirgends rein aufweisbar erwiesen. Was wirklich im Erlebnis gegeben ist, sind stets Zusammenhänge, Ganzheiten. Diese aber weisen überall eindeutig ins Unerlebte zurück.

Man kann diese Wandlung als das Einsetzen einer Kritik der psychologischen Vernunft bezeichnen. Man darf das um so mehr, als sie in der Tat zur Unterscheidung von Erscheinung und Ansich innerhalb der inneren Welt geführt hat, nicht anders als die Kantische Kritik zur Unterscheidung von Erscheinung und Ansich der äußeren Welt führte. Damit aber ist das Metaphysische im Seelenproblem spruchreif geworden. Es ist im Gegensatz zur alten Seelenmetaphysik — der *psychologia rationalis* — das einfache, von der inneren Erfahrung selbst aufgegebene Problem der Seinsweise des Seelischen.

### 8. Das Metaphysische im objektiven Geiste

Daß die Welt des Geistes noch einmal eine besondere Seinssphäre über der des Seelenlebens ausmacht, ist in der heutigen Zeit, die den Geist selbst vorwiegend historisch sieht, kein Geheimnis. Das Seelenleben ist an das Individuum gebunden, es entsteht und stirbt mit ihm. Das geistige Leben ist niemals Sache des Einzelnen, wie sehr der Einzelne auch als Person ein geschlossenes und einzigartiges Wesen sein mag. Was die Person ist, gibt sie nicht einfach aus sich her. Sie nimmt es im Heranwachsen auf aus der geistigen Sphäre, in die sie hineinwächst. Die geistige Sphäre aber ist eine gemeinsame, ein verzweigtes Ganzes von Anschau-

ungen, Überzeugungen, Wertungen, Tendenzen, Urteilen und Vorurteilen, Wissen und Irrtümern, Lebens- und Ausdrucksformen; eine Sphäre von jeweiliger Einheit und Ganzheit, und dennoch fließend, sich entwickelnd, um Güter, Ziele, Ideen ringend, — ein Geistesleben, das in geschichtlichen Schritten fortschreitet. Der Geist, in diesem Sinne als Ganzheit verstanden, ist es, was zu jeder Zeit die Menschen verbindet, dort wo das Bewußtsein und die Personalität sie trennt.

Mit dem Geiste in diesem Sinne haben es die Geisteswissenschaften zu tun. Hier geht es niemals um die Besonderheit des Individuums allein, selbst da nicht, wo wirklich solche Besonderheit monographisch erfaßt werden soll. Denn sie ist nicht aus sich allein, ist nur aus dem Ganzen eines jeweiligen geschichtlichen Geistes heraus zu verstehen. Dieser geschichtliche Geist aber mit seinem Wandel, seinen Tendenzen, seiner Entwicklung ist etwas Reales, das in der Zeit entsteht und vergeht, wenn er auch das Individuum überdauert; ein jederzeit Einmaliges, so nicht Wiederkehrendes, ein Gebilde von nicht geringerer Individualität als die Person. Er ist das, was Hegel den „objektiven Geist“ genannt hat.

Man kann das Leben und die Geschehnisse des objektiven Geistes genau so erfassen und beschreiben, wie man alles Reale, soweit es in die Erscheinung tritt, erfassen und beschreiben kann. Insofern ist an ihm als Phänomen nichts Verborgenes oder Geheimnisvolles. Rätselhaft dagegen bleibt seine Seinsweise. Es genügt nicht zu konstatieren, daß sie ein Modus geistiger Realität ist. Denn sie hat nicht die Form, die wir vom personalen Geist her kennen. Sie ist nicht Subjekt und nicht Bewußtsein. Sie geht weder inhaltlich noch zeitlich im Bewußtsein des Einzelmenschen auf. Ein anderes Bewußtsein aber als das des Einzelnen kennen wir nicht.

Diese rätselhafte Seinsweise ist es, die ungewollt zu metaphysischen Thesen verführt. Hegel, der den objektiven Geist als Erster philosophisch faßte, verstand ihn als Einheit einer „Substanz“, an der die einzelnen Personen nur akzidentelle Ausprägungen sind. Diese Auskunft ist verständlich als Ausdruck der überwältigenden Rätselhaftigkeit; aber ihre Unhaltbarkeit ist früh erkannt worden und kann keinem Zweifel unterliegen. Es gibt kein Phänomen, das ihr entspräche. Dennoch ist die Sache keineswegs damit erledigt, daß man die Substantialität ablehnt. Die Art der Einheit und Ganzheit, der Lebendigkeit, Entfaltungsfähigkeit, kurz die Seinsweise des objektiven Geistes, bleibt deswegen doch unverstanden. Und wenn man bedenkt, daß es sich um die Seinsweise sehr bekannter und gewichtiger Gegenstände handelt — der Sprache, des Rechts, der Sitte, des Ethos, der Kunst, der Religion, der Wissenschaft —, so meldet sich hier deutlich die Notwendigkeit, ihr auf den Grund zu gehen.

Einer Seinsweise als solcher auf den Grund gehen ist aber offenkundig Sache ontologischer Untersuchung. Es ist ein Spezialfall der allgemeinen Aufgabe, das „Seiende als solches“ zu verstehen. In ihrem heutigen rückständigen Zustande ist die Ontologie noch keineswegs in der Lage, dieser Aufgabe zu genügen; was wir heute leisten können, ist mehr nur eine

phänomenologische Vorarbeit: die Beschreibung der typischen Vorgänge und Verhältnisse im Leben des objektiven Geistes. Die Aufgabe aber besteht. Und es ist wichtig, wenn man an die allgemeinen Grundfragen der Ontologie herantritt, sie von vornherein mit im Auge zu haben.

### 9. Das Metaphysische in der logischen Sphäre

In diesem Zusammenhang fällt es auf, daß schon das Reich des Gedankens — und zwar rein in sich, ohne alle spekulative Rücksicht verstanden — ein metaphysisches Gesicht zeigt. Die Logik, die es mit diesem Reich zu tun hat, verschweigt das; sie gilt von alters her als eine rein immanente, metaphysikfreie Disziplin. Aber eben diese ihre Tradition ist philosophisch fragwürdig.

Welche Seinsweise hat denn ein Urteil? Darin, daß es von jemandem im Denkvollzuge gefällt wird, geht es offenbar nicht auf. Es wird vom fremden Bewußtsein aufgegriffen, verstanden, nachvollzogen, es wird Gemeingut Vieler, einer ganzen Zeitgenossenschaft, überdauert sie geschichtlich. Es ist, einmal ausgesprochen und formuliert, in eine Objektivität erhoben, die es unabhängig vom Aktvollzuge macht. Sein Sinn, seine Geltung transzendiert die Grenze des Bewußtseins; es „wandert“ von Person zu Person, von Zeitalter zu Zeitalter, und es ändert sich nicht im Wandern. Es gehört einer anderen Sphäre an, als der der dinglichen und der seelischen Realität.

Nennt man nun diese Sphäre die „logische Sphäre“, so erhebt sich die Frage, von welcher Art sie ist, welche Seinsweise sie hat. Sie ist nicht identisch mit der idealen Seinssphäre; denn auch unwahre Urteile, die nichts Seiendes treffen, gehören ihr an. Auch Irrtümer „wandern“ in geprägter Urteilsform. Sie fällt auch nicht in die Seinsebene des objektiven Geistes; denn der objektive Geist läßt Urteile fallen, verwirft sie, bildet sie inhaltlich um; er hat zeitliches Sein, geschichtliche Realität. Der Urteilssinn als solcher aber hat weder Zeitlichkeit noch Realität. Er wandelt sich nicht. Nur seine Anerkanntsein, seine Geltung im Dafürhalten der Menschen wandelt sich. Diese Geltung ist aber nicht der logische Sinn des Urteils.

Dasselbe gilt von ganzen Urteilszusammenhängen und -folgen, von dem also, was die Logik „Schlüsse“ nennt. Die sog. Schlüssigkeit, die innere Richtigkeit im Folgeverhältnis von Prämissen und Konklusion, besteht offenbar auch da zu Recht, wo sie nicht eingesehen und vollzogen wird. Und diese Seinsweise überträgt sich schließlich auf Begriffe der komplexesten Art, die schon auf Grund ganzer Serien von Urteilen und Schlüssen zusammengebaut sind. Die „Merkmale“ des Begriffs sind eben die ihm durch Urteile eingefügten Prädikate. Erwägt man nun aber, daß Begriff, Urteil und Schluß die Strukturelemente sind, in denen die Wissenschaft ihren jeweiligen Inhalt ausformt, so fällt die Frage nach der